



OrdensNachrichten
4/2015

Mitte & Rand Schmerzpunkte Es wirkt





Was mich bewegt...

Sr. Beatrix Mayrhofer
Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden

Kinder holen sich dafür manchmal ein Stückchen Kreide von der Tafel. Dann ziehen sie einen Strich in der Mitte der Schulbank. „Hier ist die Grenze. Das gehört mir. Du bleib mit Deinen Sachen da drüben!“ Das ist die eindeutige Botschaft. So gern die Kinder die Köpfe zusammenstecken, so sehr haben sie auch das Bedürfnis nach ihrem eigenen Feld. Das gilt nicht nur für die Kinder. Wir alle brauchen einen Platz für uns selbst, für den ganz persönlichen Raum.

Grenzen geben Sicherheit, können Freiraum schaffen. Grenzen können auch Klarheit bringen, sich abzugrenzen von menschenverachtenden Aussagen kann zur Gewissensentscheidung werden. Es kann sehr mutig sein, eigene Begrenzungen anzuerkennen, einen Fehler zuzugeben und Versäumnisse einzugestehen. Grenzen gehören zum Leben. Die Grenzziehung gibt es nicht nur bei den Schulbänken. Bauplätze brauchen sie, ebenso die privaten und öffentlichen Räume, die sakralen und profanen Bereiche. Auch die freie Natur kennt ihre Markierungen. Die Baumgrenze bildet in unseren Alpen einen wichtigen und mahnenden Indikator für die Veränderungen des Klimas. Und natürlich kann ich nicht unerwähnt lassen, dass viele Sportarten ihre ganz spezifischen Grenzen bestimmen, die für die Gültigkeit eines Spiels entscheidend sind. Schließlich gibt es die wirklich wichtige Feststellung des Schiedsrichters: „Der Ball war hinter der Linie!“ – also im Tor. Über die Richtigkeit wird dann lang diskutiert. Sieg oder Niederlage entscheiden sich an dieser Grenze. Im Blick auf die grausamen Auseinandersetzungen in unserer Welt will niemand mehr von Sieg oder Niederlage reden. An der Wassergrenze des Mittelmeeres fallen ganz andere Entscheidungen. Leben und Tod stehen auf dem Spiel. Plötzlich gerät ganz Europa an seine Grenzen. Retten oder ertrinken lassen? Aufnehmen oder ausgrenzen? Grenzen öffnen oder Grenzbalken aufrichten? Grenzbalken oder Grenzzäune, Mauern oder elektrische Stacheldrähte? Gezerre im Kaukasischen Kreidekreis?

Doch einmal war einer, der hielt nicht daran fest, wie Gott zu sein. Er hat sogar die Grenze des Todes gesprengt. Die Grenzen der Liebe auch.

OrdensNachrichten 04/2015

Titelbild:
Gelebte Solidarität:
die Salvatorianerin
Sr. Heidrun Bauer bei
den Müllmensen
in Porto Romano/
Durres (Albanien) im
September 2011 im
Rahmen der Albanien-
hilfe des Vereins FÜR
UNSERE WELT; www.fuerunserewelt.at.
Foto: Sr. Heidrun
Bauer

Mittelbild:
„Kommen Sie! Wir
sind offen“ könnte
das Motto jeder
Ordensgemeinschaft
sein. Foto: [fk]

02	Was mich bewegt von Sr. Beatrix Mayrhofer	12 13	Es wirkt
03	Porträt Johannesbrüder in Marchegg	14 15	Die eigene Geschichte ernst nehmen
04 05	Thema Bewegung und Rand	16 17	Probieren wir's
06 07	Im Fokus Wo liegen die Schmerzpunkte heute?	18	Hinweise und Termine Impressum
08 09	Hoffnungsträger	19	Personalia
10 11	Spiritualität	20	wachgerüttelt von Ferdinand Kaineder



Mit Humor stellen sich die Johannesbrüder im Kreuzgang dem Fotografen und zeigen, dass sie alle aktuellen Kommunikationsmittel bis Youtube hin nutzen. www.johannesgemeinschaft.at
Foto: [fk]

Johannesbrüder in Marchegg

Flach geht es eine Stunde dahin im Zug von Wien nach Marchegg. Der Bahnhof ist abseits. Bruder Martin wartet daher mit dem Auto. Es geht direkt zum Mittagsgelände in die Klosterkirche, die in ihrer Holzbauweise und Einfachheit an den Norden Europas erinnert. Das Mittagessen wird meist schweigend eingenommen, begleitet heute von der Tischlesung in Vorbereitung auf Pfingsten. Die Glocke läutet nach einer Zeit. Prior P. Luc Emmerich: „Wenn Gäste da sind, dann geben wir auch dem Gespräch Raum.“

Fokus Ausbildung und Begleitung

„Wir machen keinen großen Unterschied zwischen Brüdern und Priestern“, betont P. Luc beim Gehen im Klostersgarten: Drei Brüder, ein Diakon und drei Priester leben hier. Die Pfarre betreuen ist eine Aufgabe. Die andere, „Tankstelle“ zu sein. Was sind die spirituellen Anker? „Wir wollen die Liebe und Freundschaft des Lieblingsjüngers Johannes zu Jesus heute leben. Da gibt es vier Säulen: das Gebet und die Anbetung, das Brüderliche und die Gemeinschaft, die Wahrheitssuche und das Studium und das Apostolat und die Ausbildung im Glauben. Unser Fokus ist Bildung, Ausbildung, Lehrtätigkeit, Exerzitien, persönliche Begleitung und Predigt.“ Der Gründer, Dominikanerpater Marie-Dominique Philippe, war Philosophie- und Theologieprofessor. Es wird jede Woche gemeinschaftlich studiert. „Die Suche nach der Wahrheit heißt für uns, intellektuell wach zu sein.“ Wie verträgt sich ein kognitives Studium mit

der emotionalen Beziehung zwischen Jesus und Johannes? P. Luc hält inne: „Das Studium ist nicht ein Abstrahieren. Die Philosophie ist eine Philosophie der Erfahrung und der Realität. Erkenne die Realität. Es geht weniger um eine Lehre der Strömungen. Wie ist die Realität? Bleib nicht in deinen bisherigen Vorstellungen. Was heißt es, ein Mensch zu sein, zu lieben, zu arbeiten. Alles Tun ist mit der Liebe verbunden und das Erkennen bringt sofort die Liebe. Warum liebt Johannes Jesus so? Weil er ihn erkannt hat. Wahrheitssuche ist nicht separiert von der Liebe. Gott mehr erkennen, um ihm näher sein zu können.“ Das monastische Leben der Johannesbrüder verstehen sie als „ganz tiefes Hinschauen, ein Lesen der Realität von innen“. Was ist das Wichtigste, das Zentralste? „Die Liebe Gottes zu den Menschen bringen, sie spürbar und erlebbar zu machen. Es soll mehr Liebe in die Welt kommen.“

Der Anfang und jetzt

Wie war der Beginn hier? Drei Brüder kamen 1994 von Frankreich hierher. „Am Anfang waren wir neu. Da gab es auch Skepsis. Das Französisch war fremd. Das Verhältnis zu uns hat sich sehr positiv entwickelt. Die Skepsis hat uns auch demütig gemacht.“ Der vom Gebet geprägte monastische Alltag wird Gästen in verschiedenen Formen und Möglichkeiten zugänglich gemacht. Über 2.000 Personen nutzten im vergangenen Jahr diese einfache Gastfreundschaft der Johannesbrüder.
[fk]



Foto: Werner Pfeffer

Bewegung und Rand

Vier „mächtige“ Fragen nach dem Mehr und dem Weniger in unserem Leben hat Werner Pfeffer mit Mikro und Kamera Ordensleuten und deren MitarbeiterInnen beim Ordenstag 2013 gestellt. Fragen, die für die Orden und die Gesellschaft von zentraler Bedeutung sind. Was bewegt den Zeremonienmeister, Künstler und Kreativberater Werner Pfeffer, an die Ränder zu gehen?

Erinnerung – Der fremde Rand

Aufgewachsen im Niemandsrand des Lebens. Im Rand, der die Stadt von mir trennt, im Rand, der etwas ‚Besseres‘ verspricht, im Rand, hinter dem eine Zukunft liegt. Langsam erfahrend, dass es da draußen hinter dem Rand eine Schule gibt, die es zu erobern gilt: die Realschule in Linz. Das forderte Anstrengung, erforderte Bewegung. Eroberung unbekannter Terrains. Begegnung mit Menschen anderer Klassen. Bekanntschaft mit neuen Welten. Dann die Matura. Matura! Und dann, fast unfassbar, die Universität. Mit Abschluss. Akademiker. Ich. Damals, im Niemandsrand, völlig undenkbar. So groß, so weit entfernt, fast drohend und gefährlich. Es war die Bewegung, die mich immer wieder Ränder hat überschreiten lassen und die mich plötzlich vor neue gestellt hat: ‚Die Gesellschaft‘, der anzugehören für mich undenkbar war, und ‚Die Unternehmen‘, für die zu arbeiten für mich höchst erstrebenswert wurde.

Jetzt – Der eigene Rand

Die Wirtschaft sagt: Such Dir eine Nische, von der aus Du agieren wirst. Such Dir ein Produkt, das du verkaufen wirst. Such Dir Kunden, die Du bedienen wirst. So, als hätte ich es gelernt, habe ich all das rund um meine Nische aufgebaut: meine Angebote, meine Produkte, meine Kunden. Wollte ich neue Kunden, habe ich versucht, sie in meine Nähe zu bringen. Erfand ich neue Produkte, habe ich sie rund um mich aufgestellt. Ich hatte ein Gefühl von Sicherheit. Doch das hatte Folgen: Ich wurde unbeweglich. Ich ging kurz hinaus, und dann wieder zurück in meine Nische. Alle meine Dinge fein um mich platziert. Dann sprachen kluge Menschen immer wieder den gleichen klugen Satz: „Wir müssen über den Tellerrand blicken.“ Ich war irritiert. War das meine Situation? Ich, in der Mitte auf meinem Teller, rund um mich mein Geschäft, und dann dieser Rand, über den ich jetzt blicken sollte. Was, wenn dieser Teller eine Espresso-Untertas-

se war? Mit, sagen wir, einem Radius von 3 Zentimetern wäre das ein Umfang von – 2-mal Radius mal pi – 6 mal 3,14 – also 18,84 cm. Nicht besonders lang für einen Rand, oder? Auch wenn der Teller größer wäre, es würde nichts ändern. Der Rand war um mich und vor mir. Unverschiebbar. Einschließend. Bedrängend. Einengend. Drohend.

Und darüber sollte ich jetzt blicken? Aber Blicken ist doch statisch, dachte ich mir. Unbeweglich. Also habe ich begonnen zu suchen. Nach Themen, die mich interessieren. Die nichts mit meinem Beruf zu tun hatten. Die mich nach außen lockten und Begegnungen mit unbekannt Menschen einforderten. Die mich in Bewegung brachten. Ich suchte die Konfrontation mit anderen Vorstellungen, ich überforderte mich mit anderen Denksätzen und fand mich oft rätselnd und suchend und fragend und verunsichert wieder. Aber ich war in Bewe-

viele, nach Branchen geordnet, für Kunden. Mein ‚ICH als Person-Feld‘ fordert die Auseinandersetzung mit mir selbst. Wie kann ich mir nahe sein, mich selbst spüren, zu mir stehen, wie kann ich mein Handeln verstehen lernen? Wie denke ich Begegnung, wie lebe ich Nahe-Sein, was heißt für mich Beziehung? Das ‚THEMEN-Feld‘ belege ich aktuell mit ‚Architektur‘, weil das Denken in Räumen im Bezug zum Menschen einen völlig anderen Blickwinkel für mich eröffnet, mit ‚Bühne‘, weil Inszenierung und Auseinandersetzung mit Schauspielern zu einem vorgegebenen und zu interpretierenden Thema eine sich wiederholende Herausforderung ist, mit ‚Kreativität‘, weil sie mein bestimmendes Lebensthema geworden ist, weil ich behaupte, dass jeder Mensch kreativ ist und diese Tatsache mich Menschen anders und sehr interessiert sehen lässt. Aber – das Feld ist groß. Es ist Platz für weitere Themen.

„Also habe ich den Teller zerbrochen und mich und meine Umgebung neu definiert.“

gung. Ich hatte zu einem Gefühl zurückgefunden, das ich aus meiner Jugend kannte. Und völlig erschreckt merkte ich, dass ‚Der Rand‘, ganz anders als früher, plötzlich negativ besetzt war: Man sprach von Menschen, die am Rand der Gesellschaft leben, von Menschen, die am Rand von Europa auf Einlass warten, vom Rand des Legalen, vom Rand des Abgrunds, an dem sich Menschen befinden, vom Rand des Belastbaren, vom Rand des Zumutbaren. Der Rand war zur Bedrohung geworden, zu etwas, das es zu vermeiden galt, an dem man ganz sicher nicht anstreifen sollte. Aber dort will ich nicht hin. Das ist nicht mein Lebensentwurf. Darauf kann ich mich nicht freuen. Dafür lohnt es sich nicht, zu leben.

Utopie – Der neue Rand

‚Raus aus der Nische, rauf auf den Rand.‘ Das wurde mein neuer Antrieb. Ich habe mir eine Frage gestellt: „Was bringt mich über den Tellerrand?“ Meine Antwort: Neugier und Bewegung. Also habe ich den Teller zerbrochen und mich und meine Umgebung neu definiert. Nachdem ich keinen Teller mehr hatte, habe ich alles, was ich auf ihm aufgebaut hatte, auf ‚Felder‘ aufgeteilt. Ein Feld, das mein ‚Ich als Person‘ trägt, eines für meine Themen, eines für meine Produkte, und

Und mit diesen Feldern gibt es auch die neuen Ränder, denn jedes dieser Felder ist von einem Rand umgeben. Und auf diesen Rändern bewege ich mich. Den Blick in das Feld werfend, entscheide ich mich, es zu betreten und den Inhalten zu begegnen. Um dann zu einem anderen Feld zu wechseln. Unterwegs. In Bewegung. In Auseinandersetzung.

In meiner Erinnerung kam ich von einer Bewegung in eine versprechende Sicherheit, über ein Mich-Festlegen im Jetzt in der Mitte eines Tellers zu einer neuen Bewegung in eine Utopie. Diesmal ohne Sicherheit. Es gilt, die Mitte zu verlassen, da sie keine Sicherheit mehr bietet. Die Ränder zu suchen, um sich auf ihnen zu bewegen. Zu gehen. Weil das Gehen ins Leben führt. Weil die Ränder Kreuzungspunkte anbieten, die unvorstellbare Begegnungen provozieren.

Damit ist sie wieder da: die Bewegung. Sie hat mich, in meiner Erinnerung, mitten in ein Leben geführt, das damals unvorstellbar war und das mich so eingeschüchtert hat. Und sie bringt mich in meine Zukunft. Ab sofort. Und immer.

Werner Pfeffer





Im Rahmen eines zweitägigen Medien-Workshops für die Gemeinschaft der Helferinnen am 1. und 2. Mai 2015 im Bildungshaus Subiaco im Stift Kremsmünster stellte Ferdinand Kaineder die Frage nach den Schmerzpunkten unserer heutigen Gesellschaft. Spontan kamen die Antworten der Schwestern aus Österreich, Deutschland, Rumänien und Ungarn. Im Bild rechts Provinzoberin Sr. Stefanie Strobel.
Foto: [fk]

Wo liegen die Schmerzpunkte heute?

„Ich bin Sr. Veronika von der Ordensgemeinschaft der Helferinnen. Am Ende des Interviews am Samstag habe ich mich zu Wort gemeldet und gesagt, dass die Arbeit mit den schwer mehrfach behinderten Kindern dazu hilft, das Leistungsdenken zu überwinden, weil es allein gar nicht geht, ihnen zu helfen.“

Das E-Mail aus Ungarn kam nach dem Gespräch im Kreise der 44 Helferinnen in Subiaco in Kremsmünster. Die Fragen: Wo liegen die Schmerzpunkte unserer Gesellschaft heute? Wo erleben wir Rand? Erfahrungen von Deutschland, Österreich über Ungarn bis nach Rumänien fließen ein.

Schwerst- und mehrfach Behinderte

Sr. Veronika weiter: „Mir ist sehr wohl bewusst, dass die Integration behinderter Menschen, sogar die Inklusion oft kein Thema mehr ist. Das geht bei weniger schwer behinderten Menschen. Aber die Herausforderung heute sind die schwer mehrfach behinderten Kinder, die später zu Erwachsenen werden, mit denen sich selbst die Heilpädagogik – und ich denke, nicht nur in

Ungarn – schwer tut. Denn diese Menschen kann man nicht so einfach integrieren. Mit solchen Erstklässlern arbeite ich in Budapest in einer Spezialschule. Es kommen immer mehr solche Kinder, weil die fortgeschrittene medizinische Versorgung heute Kinder am Leben bleiben lässt, die das früher nicht überlebt hätten.“

Gefangene und Asylsuchende

„Gefangene werden weggesperrt. Weit weg aus den Städten an den Rand. Hinter Gittern alles gesichert. Praktisch gibt es kein Zurück.“ Das erschüttert jene Ordensfrauen, die zu den Gefangenen gehen. Wie zeigt sich das Abseits? „Die Unmenschlichkeit der Schubhaft für Asylwerber in entlegensten Gebieten.“ Was erzählen diese Leute den Ordensfrauen? „Sie wollen einfach als Menschen wahrgenommen werden. Sie fühlen sich als Untermenschen.“ Sr. Ute beklagt, dass Asylsuchende mit Handschellen herumgeführt werden „wie Verbrecher“. Sr. Christine aus München sieht die vergeudeteten Potenziale: „Diese Menschen wollen etwas lernen und ihr Kön-

nen zur Verfügung stellen. Es ist ein Akt der Gerechtigkeit, wenn ich drei Frauen helfe, ihnen die Sprache zugänglich zu machen. Es ist der Gerechtigkeit geschuldet.“ Die drei Frauen kommen aus Eritrea und aus Tschetschenien. Ein Sozialprojekt in Graz mit Studierenden, die sich zusammen mit einer anderen Ordensschwester um Asylwerber kümmern, bestätigt: „Asylsuchende haben keine Bedingungen und Strukturen, dass sich das, was sie können, auch nur ansatzweise entfalten könnte.“ Die Kontakte

Psychisch zerstört

Der Rand zeigt die Probleme. „Wenn man da lang genug nicht hinschaut oder hingeht, werden sie selber in die Mitte rücken. Sie werden uns zwingen, dass wir uns stellen. Wenn wir mit diesen Menschen leben, bei ihnen sind, werden wir selber zur Mitte geführt.“ Eine Stimme erhebt sich: „Für Jesus waren die Menschen am Rand die Mitte.“ Wo liegen weitere Schmerzpunkte? „Mir macht Sorgen, dass so viele Kinder

„Wenn wir mit den Menschen am Rande leben, werden wir selber zur Mitte geführt.“

der Studierenden zu den Asylwerbern findet die Ordensfrau ganz wichtig, „weil sie sonst nur Klischeebilder mitbekommen“. Durch diese Begegnungen lernen sie „reale Menschen kennen, die viel mitgemacht haben und viel können“. Es wächst Verständnis.

Alt und einsam

Eine Schwester erzählt, dass in der Steiermark vielleicht genug Pflegebetten sind, aber nicht dort, wo sie gebraucht werden. „Damit werden die Leute entwurzelt.“ Das Zusammenspiel von Ärzten und Pflege stimmt noch nicht und die alten Menschen leiden darunter. „Auch hier geht es um Distanzabbau. Firmlinge sind nachher oft begeistert von der Begegnung mit HeimbewohnerInnen.“ Die Einsamkeit wird die Krankheit der Zukunft. Breites Nicken zu dieser Behauptung. Eine Helferin arbeitet mit Kindern und Jugendlichen, „die den Betrieb stören“. Was führt dazu? „Es war in ihrem Leben noch niemand da, der Zeit für sie hatte, der sie lehrt, Beziehungen zu leben. Solche Menschen brauchen Zeit, Zuhören und Strukturen, die Sicherheit geben.“ Eine andere Schwester arbeitet mit Suchtkranken in Rumänien: „Diese Jugendlichen werden verurteilt. Ich möchte hinter der Krankheit den Menschen sehen. Sie leiden sehr darunter, dass keiner mehr an sie glaubt, und so finden sie nicht zu den eigenen Lebenskräften. In Rumänien gibt es praktisch nichts für solche Menschen.“ Wie sehen sie ihren Dienst an Menschen am Rand? „Ich nehme sie ernst, wahr. Ich lasse ihr Leid und Scheitern zu, und sie sind trotzdem oder gerade deswegen Menschen. Sie sind mit genau ihrer Lebensgeschichte Menschen. Nochmals: ernst nehmen.“

und Jugendliche aus zerrütteten Beziehungen kommen. Da sind viele Verletzungen und Unsicherheiten. Diese Menschen sind in ihrer Bindungsfähigkeit stark eingeschränkt.“ Die Stimme wird fast etwas ratlos: „Wie geht das weiter, wenn sich das in die nächste Generation fortpflanzt und verstärkt?“ Der Eindruck: „Die Gesellschaft scheint sich derzeit psychisch zu zerstören.“ Die rasante Entwicklung der Technik ist ein weiterer Faktor und wird für immer weniger zugänglich. Weit nicht alle können mit. „Die Zwei-Klassengesellschaft gibt es, auch unter uns.“

Entwurzelung des Familienlebens

Aus Rumänien kommt die Stimme: „Ich sehe auch, dass viele ihre Wurzeln verlassen müssen, um Geld im Ausland zu verdienen. Das Geld wird die Mitte und die Familie wird der Rand.“ Leiharbeiter verlassen alles und finden im Ausland keine Anerkennung. Noch eine Stimme wirft ein: „Es gibt so viele Menschen, die an der Kirche leiden. Es braucht viel Gespräch, um wieder etwas Positives aufzubauen.“ Die Sehnsucht nach spiritueller Offenheit ist da, „aber sie finden sich in der Sprache der Kirche und ihren Umgangsformen nicht wieder“. Die junge Helferin weiß das von ihrem Kontakt zu Studierenden. Sr. Veronika schließt das Gespräch: „Es braucht eine neue Zusammenarbeit, ein Zusammenrücken.“ Allerletzter Einwurf: „Wir sind selber die Randgruppe. Wir sind am Rand der Kirche, der Gesellschaft und der Orden, weil wir anders sind. Wir sind zugleich eine Nische, dass Leute in die Stille kommen können, Zeit zum Reden finden. Wir sind am Rand und eine Nische. Beides braucht die Kirche und die Gesellschaft.“ [fk]



Hoffnungsträger

Ganz links im Hintergrund Prior P. Virgil Steindlmüller, neben ihm Michael König, Geschäftsführer des Diakoniewerks Salzburg, mit Kindern in Dumbraveni. Michael König wurde im Oktober 2014 stellvertretend für die Plattform „Armut hat Platz“ für sein humanitäres Engagement als „Österreicher des Jahres“ ausgezeichnet. Foto: © FOTO FLAUSEN.AT/Andreas Brandl

Zwei Apfel- und ein Birnbäumchen hat Pater Virgil Steindlmüller geschenkt bekommen: beim Eintritt ins Kloster, zur ewigen Profess und zu seiner Priesterweihe. Er hat sie im Klostergarten der Erzabtei St. Peter in Salzburg eingepflanzt, wo sie Wurzeln geschlagen haben. „Seine“ Bäumchen sind schon beachtlich gewachsen – genauso wie das soziale Engagement von Prior P. Virgil und der Gemeinschaft von St. Peter.

„Mich hat es halt erwischt.“ So kommentiert P. Virgil seine Ernennung zum Prior im April 2013. 1979 in Prien am Chiemsee geboren, trat er 2002 bei den Benediktinern in die Erzabtei St. Peter ein, legte 2007 die ewige Profess ab und wurde 2011 zum Priester geweiht. Nach einer Befragung aller Mitbrüder wurde er von Abt P. Korbian Birnbacher zum Prior ernannt. Er war damals der Jüngste im Konvent von 22 Mitbrüdern – und ein Signal der Hoffnung für die Gemeinschaft.

Bettler stören

„Salzburg – Stadt der organisierten Bettlerbanden?“ Solche Plakate waren in der Festspielstadt schon Monate vor den Gemeinderatswahlen am 5. März 2014 zu sehen. Dass in der Stadt viele Bettler auf den Straßen waren, war für P. Virgil nicht zu übersehen. Sie saßen auch vor dem Kloster St. Peter und bettelten. „Anfangs habe ich sie immer wieder weggeschickt“,

gesteht er. Am nächsten Tag waren sie wieder da. War nicht etwas dran an der Behauptung, dass dahinter organisierte Banden steckten, die arme Menschen zum Betteln auf die Straße schickten und damit das große Geld machten? Wie konnte eine Lösung ausschauen? Ein strenges Bettelverbot erlassen, wie manche PolitikerInnen fordern? Wie konnte man diesen Menschen gerecht werden, ohne sie sozial auszugrenzen und in ihrer Würde zu verletzen? Und was könnten seine Gemeinschaft und er persönlich dazu beitragen? Im Herbst 2013 luden die Caritas der Erzdiözese und das Diakoniewerk Salzburg Interessierte zu einem offenen Gespräch ein. Ziel war es, Informationen zum Thema Bettler zu bieten, es von der polemischen auf die sachliche Ebene zu bringen. Nicht über sie zu reden, sondern mit den betroffenen Menschen ins Gespräch zu kommen. „Aus persönlicher Betroffenheit bin ich zu diesem Gespräch gegangen“, sagt P. Virgil. Der Abend hat vieles in ihm in Be-

wegung gesetzt. Denn da war von ArmutsmigrantInnen die Rede, die Arbeitslosigkeit erleiden und keine Perspektiven in ihren Heimatländern haben. Für die Betteln im reichen Westen oft die einzige Möglichkeit ist, das eigene Überleben und das ihrer Familien zu sichern. Die zu 80 Prozent aus Rumänien, vielfach der Gruppe der Roma angehörenden ArmutsmigrantInnen seien meist obdachlos und vom Bezug von Sozialleistungen ausgeschlossen. Zu einer medizinischen Grundversorgung hätten sie keinen Zugang. Sie bräuchten nicht Diskriminierung, sondern Menschlichkeit, Wertschätzung und Aufnahme, so der Tenor des Abends. Und Hilfe auf einer breiten Basis, wo sich Organisationen, Klöster und Einzelpersonen zusammentun und sich zu Anwälten dieser Menschen machen. Aber nicht nur dieses Gespräch hat bei P. Virgil viel bewegt. Auch die klaren Worte von Papst Franziskus, Orden und Kirche müssten an die Ränder der Gesellschaft gehen, haben ihn nicht mehr losgelassen. „Das hat bei mir zu einem Umdenken geführt“, erzählt er. P. Virgil informierte seine Mitbrüder von diesem Gesprächsabend und suchte die Kommunikation mit ihnen. Er berichtete, was die Aussagen des Papstes und dieser Abend in ihm ausgelöst

Menschen in der Stadt Salzburg ein. Manche Initiativen der Plattform sind inzwischen schon umgesetzt: Ein Notquartier für rund 35 obdachlose Menschen mit Schwerpunkt ArmutsmigrantInnen wurde eröffnet. Ein „Virgilbus“ bietet einmal pro Woche Obdachlosen eine niederschwellige medizinische Beratung und Basisversorgung an. Die Plattform verfasste eine Stellungnahme zum Landtagsantrag „Prüfung Verbot des gewerbsmäßigen Bettelns“ und vieles mehr. Ein Sozial-Beratungsangebot ist in Planung, die Städtepartnerschaft mit rumänischen Städten soll forciert werden.

Glaubwürdiges Ordensleben

Immer wieder lautet die Forderung: Nicht hier in Österreich, sondern vor Ort mit lokalen Partnern muss die lösungsorientierte Hilfe beginnen. Mit dem Bildungs- und Sozialprojekt L.I.F.T. setzt die Plattform in den nächsten acht Jahren in Rumänien, konkret in Dumbraveni / Elisabethstadt, einer Kleinstadt mit rund 8.400 EinwohnerInnen nördlich von Sibiu an. L.I.F.T. geht es um Lernen.Integration.Förderung.Tagesbetreuung von Kindern und Jugendlichen aus sozial benachteiligten Familien. Das ist das Entscheidende, um der Armutsfalle zu

„Das soziale Engagement vertieft mein geistliches Leben. Und das geistliche Leben wird zur Quelle für mein soziales Engagement.“

hatten. Immer stärker reifte in ihm die Überzeugung, dass das Engagement für diese Menschen am Rande der Gesellschaft für die Klostersgemeinschaft unverzichtbar ist. P. Virgil: „Wir müssen unseren christlichen Auftrag und unsere benediktinische Verantwortung ernst nehmen.“ Neben Zustimmung im Konvent gab es auch manche kritischen Stimmen.

Armut hat Platz

Caritas und Diakonie gelang es, viele Mitglieder und Unterstützer zu gewinnen. Von der ersten Stunde an mit dabei: die Erzabtei St. Peter – mit Prior P. Virgil im Kernteam. Im Februar 2014 kam es zur Gründung von „Armut hat Platz“, der „Plattform für obdachlose ArmutsmigrantInnen aus EU-Staaten“. Das Netzwerk von Organisationen, Vereinen, Einrichtungen, Orden und Privatpersonen setzt sich für sie ein, koordiniert Hilfsinitiativen und stärkt sie in ihrem Engagement. Es tritt für die Wahrung der Rechte und der Würde dieser

entkommen. Auch dieses Vorhaben wird von der Erzabtei St. Peter ideell und finanziell unterstützt. Denn für P. Virgil ist klar: „Es geht um die Glaubwürdigkeit des Ordenslebens.“ Unterstützer sind zudem Land und Stadt Salzburg, Caritas Salzburg, Rotes Kreuz Salzburg und die „Salzburger Nachrichten“. Zweimal war P. Virgil in Dumbraveni: im September 2014 zu einer ersten Informationsreise und ein zweites Mal vor gut zwei Monaten, um Kindern, Jugendlichen und armen Roma-Familien auf Augenhöhe zu begegnen und das Projekt zu fixieren. Er informierte seine Gemeinschaft ausführlich von diesen Besuchen. „Meine Mitbrüder interessieren sich verstärkt für das Projekt und unser Engagement“, berichtet er. Auf die Frage, was für ihn dieser soziale Einsatz bedeutet und wie er davon bereichert wird, antwortet P. Virgil spontan: „Das soziale Engagement vertieft mein geistliches Leben. Und das geistliche Leben wird zur Quelle für mein soziales Engagement.“

[hw]

A nautical-themed sign is mounted on a white wall. The sign is rectangular with a distressed, teal-blue background. It features the text "Come In" in a yellow cursive font, "WE'RE" in a yellow sans-serif font, and "OPEN" in a large, bold, yellow sans-serif font with a red drop shadow. The sign is positioned in front of a wooden ship's wheel with a thick, braided rope coiled around it. The rope is secured to the wall with a metal chain.

Come In

WE'RE

OPEN

Hier
wirkt eine
Ordens-
gemeinschaft



Foto: [fkl]

Es wirkt

Mit dem Ordenstag am 25. November 2014 starteten die Ordensgemeinschaften Österreich offiziell in das JAHR DER ORDEN. Seit einem halben Jahr präsentieren Orden in ganz Österreich zahlreiche Aktionen, um das Schwerpunktjahr zum geweihten Leben gebührend zu feiern – Zeit, ein kurzes Resümee zu ziehen.

„Weckt die Welt auf!“, rief Papst Franziskus Ordensgemeinschaften rund um den Erdball anlässlich des Jahres zum geweihten Leben zu. Gleichzeitig gab er ihnen als Denkanstoß für das JAHR DER ORDEN mit auf den Weg, sie mögen neue Pfade beschreiten und überkommene Gewohnheiten und Formen abwerfen. Franziskus betonte, Orden dürften kein Ort der Weltflucht sein, sondern sie müssten mitten unter den Menschen sein. Gleichzeitig stelle das JAHR DER ORDEN eine willkommene Gelegenheit dar, in sich hineinzuhören. Diese kritische Selbstreflexion soll letztendlich in einen überzeugenden externen Impuls in die Gesellschaft und Kirche münden.

Verantwortung für gesellschaftliche Themen

Der Masterplan zum Schwerpunktjahr gibt die Richtung vor: Orden nehmen Verantwortung in Hinblick auf gesellschaftliche Themen wie Bildung, Gesundheit, Kultur und bei offensichtlichen Schiefen in Bereichen wie Soziales, Spiritualität, Inter-

nationales wahr und stellen diese ins öffentliche Licht. Einzelne Neuaufbrüche und Transformationsprozesse werden pointiert ins Gespräch gebracht. Die Dynamik von Bewährtem und Neuem wird ausgelotet. Oder anders ausgedrückt: „Wo sind die Schmerzpunkte der heutigen Gesellschaft?“, bringt es Sr. Beatrix Mayrhofer, Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden in Österreich, pointiert auf den Punkt. Die Frage hat Tradition. Viele Ordensgründungen in der Vergangenheit waren oft mutige und unkonventionelle Antworten auf soziale Problematiken der jeweiligen Zeit. Und wie ist das heute? Für Sr. Beatrix heißt es klar: „Dieser Themenschwerpunkt bietet für alle Ordensgemeinschaften eine besondere Chance, ihre Rolle in der Gesellschaft zu überdenken und neu auszurichten.“

An die Ränder gehen

„Die Orden müssen anecken“, schlägt auch P. Lorenz Voith anlässlich einer Podiumsdiskussion zur „Langen Nacht der Kirchen“ in

dieselbe Kerbe. Die von Sr. Beatrix apostrophierte neue gesellschaftliche Rolle sieht der Vorsitzende der Wiener Superiorenkonferenz der Männerorden darin, im JAHR DER ORDEN verstärkt „hinauszuweichen an die Ränder der Gesellschaft, wo die anderen nicht sind. Wir müssen neu überlegen, vielleicht noch progressiver werden, indem wir Anwalt für diese Menschen werden. Wir sind manchmal zu angepasst, zu brav. Das ist ein Fehler“, so die Überlegungen Voiths. In dieser Forderung liege seiner Meinung nach auch zugleich eine Antwort auf die Überalterung und den Mitgliederschwund in vielen Gemeinschaften. „Dort, wo wir Antworten auf soziale oder spirituelle Fragen geben, dort werden wir auch neue Mitglieder bekommen.“

Start der Initiativen

An die Ränder gehen heißt auch darüber hinaussehen. Gleich zu Beginn des Schwerpunktjahres setzten die Ordensgemeinschaften Österreich eine erste Initiative: Im Kampf gegen den Menschenhandel stehen Ordensleute seit Jahren in vorderer Reihe. Dieses Engagement wurde nun verstärkt – durch einen speziellen Ordenskalender, der kostenlos bezogen werden konnte. Verbunden war damit die Bitte,

ein neues, großes Zentrum für missbrauchte oder auf der Straße lebende Mädchen.

Mittwoch ist Ordenstag

Doch nicht nur im Ausland setzten die Ordensgemeinschaften Initiativen; mit „Mittwoch ist Ordenstag“ (MiO) wurden sie „Mitten im Leben. Mitten in der Woche.“ auch im Inland aktiv. Der nationale Aktionstitel wurde von vielen lokalen Initiativen aufgeladen: Gemeinschaften aus allen Bundesländern trugen, je nach personellen und finanziellen Möglichkeiten, ihr Scherflein dazu bei, dass der MiO mit Leben erfüllt wurde. Dabei lässt sich die Bandbreite der Aktivitäten der einzelnen Ordensgemeinschaften durchaus sehen und zeugt auch von inspirierender Kreativität. Sie reicht, um stellvertretend nur einige wenige Highlights zu nennen, vom sog. „Anliegenbuch“ (das österreichweit ein Netz des Gebetes spannt) bis zum Tag der offenen Tür, vom selbstverfassten Theaterstück bis hin zu Diskussionsreihen, von Ausstellungen bis hin zu internationalen Symposien. Zwei der medial wirkungsvollsten Beispiele stellen sicherlich die als Ouvertüre konzipierte Videoreihe „viel.mehr.wesentlich.weniger“ dar, in der sich Ordensleute gemeinsam mit Prominenten aus Politik,

„Das JAHR DER ORDEN bietet für alle Orden eine Chance, ihre Rolle in der Gesellschaft zu überdenken und neu auszurichten.“

den Verein SOLWODI mit einer Spende zu unterstützen. Der Einsatz von „Solidarity with women in distress“ gilt in Österreich besonders Frauen, die als Opfer von Menschenhandel mit falschen Versprechungen nach Österreich gelockt und hier zur Prostitution gezwungen werden. In Wien betreibt SOLWODI eine Schutzwohnung und hilft diesen Frauen so, den Weg zurück in ein normales Leben zu finden. Die Betreuung erfolgt durch sechs Ordensgemeinschaften. Tiroler Frauenorden planen zudem, eine Niederlassung von SOLWODI aufzubauen. Gleichzeitig wurden mit dem Ordenskalender auch Hilfsprojekte der Ordensgemeinschaften im Ausland wie zum Beispiel „VOLONTARIAT bewegt“ unterstützt. Das Jugend-Entsendeprogramm von Jugend Eine Welt und der Salesianer Don Boscos kümmert sich um benachteiligte Kinder in Krisengebieten. Zwangs- bzw. Kinderprostitution ist auch hier teilweise ein Thema: So bauen die Don Bosco Schwestern in Manila

Kultur und Wissenschaft als (Quer-)Denker zu Beruf und Berufung erweisen, und die „Rote Ordenscouch“ der Tiroler Ordensgemeinschaften. Mit diesem auffälligen Möbelstück gehen Ordensfrauen und -männer quer durch die Diözese Innsbruck auf Reisen. Sie laden die Menschen ein, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, die Gedanken frei fliegen und dann auf der Couch gemeinsam setzen zu lassen. Powercouching der etwas anderen Art. Allen gemeinsam ist eines: Die kritische Reflexion über Berufung, Inhalt, Arbeit und gesellschaftliche Bedeutung – nach innen, aber auch nach außen. Die Ordensleute wollen, getreu dem Aktionsmotto, mitten unter den Menschen sein und verstärkt den Dialog mit ihnen suchen. Sie wollen zuhören, aber auch erzählen und so auf die Vielfalt ihrer Arbeit, auf ihren Freiraum für Gott und die Welt aufmerksam machen. [rs]



Schwester der Caritas Socialis in Brasilien (hier beim Gebet in der Kapelle ihrer Niederlassung in Guaruapuava im Bundesstaat Paraná) interessieren sich besonders dafür, wie sich die CS in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Das Oral-History-Projekt ist eine wertvolle Hilfe, diesen Veränderungsprozess zu verstehen.
Foto: CS

Die eigene Geschichte ernst nehmen

Die meisten Frauenorden haben sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. So auch die Caritas Socialis (CS). Warum und wie die Caritas Socialis nach dem Zweiten Vatikanum das wurde, was sie jetzt ist, war die zentrale Frage einer Oral-History-Forschung, welche die Pastoraltheologin Regina Polak, unterstützt von der Historikerin Carla Cvrljak, voriges Jahr begonnen hat. Das Wesen der Oral-History-Methode ist, dass sie schriftliche Quellen um mündliche ergänzt. Erinnerungen und Einschätzungen werden erzählt, aufgeschrieben und analysiert.

Gelungener Veränderungsprozess

Das Ordensdekret „Perfectae caritatis“ des Zweiten Vaticanums, das heuer im Herbst 50 Jahre alt wird, forderte die Ordensgemeinschaften heraus, sich ihrem ursprünglichen Ordenscharisma anzunähern, bezogen auf die gegenwärtigen Bedingungen. Die Caritas Socialis nahm das zum Anlass für eine Außerordentliche Generalversammlung 1969 in Krems, deren Vorbereitung, Verlauf und Umsetzung laut Polak aus einem Changemanagement-Lehrbuch stammen könnte. Die Veränderungskompetenz, die sich in elf Gesprächen mit älteren (darunter zwei ehemaligen) Caritas-Socialis-Schwester rückblickend zeigte, wird von Regina Polak pastoraltheologisch analysiert. Die Frage dahinter lautet: Was können (insbesondere kirchliche) Organisationen in Veränderungsprozessen aus dem Beispiel der Caritas Socialis lernen? In den Erinnerungs-Gesprächen während des Projekts wurde immer wieder geäußert, dass die Veränderungen die Caritas Socialis „gerettet“ haben.

Neun Faktoren für das Gelingen

1. Leidensdruck. Keineswegs haben von der Ordensreform durch die Generalversammlung 1969 alle Mitglieder in der Caritas Socialis gelitten! Man wollte benachteiligten Menschen helfen, und die Bedingungen des Ordenslebens wurden dazu einfach angenommen. Neben der unterstützenden Gemeinschaft gehörten dazu allerdings auch klösterliche Regeln, die heute in der Gemeinschaft nicht mehr vorstellbar sind. (Beispielsweise Zeitung lesen oder Radio hören passten nicht zum Leben einer Ordensfrau.) Eine CS-Schwester nennt die Regelvielfalt vor dem Konzil rückblickend eine „Mordsplagerei“. Teilweise hatten Ordensfrauen in ihren Heimatpfarren bereits Erfahrung mit einer „weltzugewandten“ Katholizität gemacht, teilweise wurde in ihnen die Sehnsucht nach einem weniger engen Leben dadurch geweckt, dass sie im Vorfeld der Generalversammlung erstmals Originaltexte von Hildegard Burjan zu lesen bekamen.

2. Die Persönlichkeit der Generalleiterin, Sr. Elia Niklas. Ihr Anteil am Reformprozess wird von allen als wesentlich eingeschätzt. Sie war eine echte Führungspersönlichkeit, zielbewusst, konfliktfähig und involvierend. Sie provozierte auch Widerstand, insbesondere von ihrer Vorgängerin im Amt. Entlang dieses Konflikts kam es auch zu Bruchlinien in der Gemeinschaft. Sr. Elia Leitmotiv: „Gott, halte mich fest, damit ich mich weit hinaus wage.“

3. Die dreijährige, gründliche Vorbereitung auf die Generalversammlung 1969, die auf damals ungewohnte Weise jede einzelne Schwester persönlich in die Verantwortung nahm. „Alle mussten ihren Senf dazugeben, ob sie wollten oder nicht“, erinnert sich eine Zeitzeugin. Polak hält in ihrer Analyse fest: „Schwester Elia erarbeitete bereits 1967 mit ihrem Team (Generalrat und beteiligte Priester) einen Fragebogen, den alle Schwestern beantworten mussten und dessen Ergebnisse wieder und wieder reflektiert wurden.“ Für viele Ordensfrauen war es eine durchaus angstbesetzte Herausforderung, ihre persönliche Meinung auszudrücken. Jede der Stellungnahmen wurde einbezogen, Gesprächsgruppen und Bildungsveranstaltungen zum Konzil begleiteten den Prozess.

4. Intellektuelle und spirituelle Fort- und Weiterbildungen wurden stark gefördert. Die CS-Mitglieder sollten die Veränderungen spirituell und intellektuell mitvollziehen können.

5. Partizipation der Mitglieder durch Information und Umfragen. Sowohl der oben erwähnte, zweijährige „Fragebogenprozess“ als auch die Bildungsoffensive waren wesentliche Elemente der Einbeziehung der CS-Mitglieder in den Reformprozess. Regina Polak sieht in der Involvierung einen wesentlichen Erfolgsgaranten des Prozesses.

6. Die absichtliche Überbetonung der jungen Mitschwester in der Generalversammlung. Novizenmeisterin Sr. Irmhilde Anders schrieb gemeinsam mit sieben jungen Schwestern einen Brief an den Generalrat, in dem sie forderte, dass mehr junge Schwestern als ursprünglich geplant am Generalkapitel teilnehmen sollten. „Der Altersdurchschnitt der Kapitularinnen scheint uns mit 51,4 Jahren ziemlich hoch zu liegen (sic!), zumal der Altersdurchschnitt der ganzen Gemeinschaft (ohne Noviziat) nur 45,6 ist ...“

7. Begleitung von außen. Die Bedeutung der professionellen Unterstützung von außen für einen Reformprozess steht so-

wohl für gängige Reformtheorien als auch für das Zweite Vatikanische Konzil außer Zweifel. Eine besondere Rolle spielte bei der CS der Jesuitenpater Jean Beyer, ein begnadeter Geistlicher Begleiter, aber auch Mediator und Coach. In den Erinnerungsgesprächen der elf CS-Mitglieder wurden aber auch andere „gute Leute von außen“ aufgezählt.

8. Die spirituelle Dimension des Prozesses, insbesondere durch die seit Langem erstmals erlaubte und geforderte Lektüre von Originaltexten Hildegard Burjans. Die Strukturreform war in eine geistliche Reform eingebettet. Die geistliche Reform war jedoch nicht „aufgesetzt“, sondern Teil eines umfassenden Kommunikationsprozesses. Auch hier spielte P. Beyer eine wichtige Rolle. Selbst die Generalversammlung wurde in den Erinnerungen der Ordensfrauen als spirituelles Ereignis gedeutet. Die emotionalsten Erinnerungen sind allerdings mit dem sogenannten „Caritas-Jahr“ verbunden, dessen Publikation den CS-Mitgliedern den Zugang zu Originaltexten von Hildegard Burjan ermöglichte, die jahrzehntlang unter Verschluss gehalten worden waren. „Vision“, „Offenbarung“, „neues Noviziat“ oder „Explosion“ waren Attribute, mit denen das Erlebnis der Lektüre dieser Originaltexte rückblickend beschrieben wurde.

9. Der konstruktive Umgang mit schwierigen Konflikten. Veränderung und Widerstand gehören zusammen, die inneren Anliegen des Widerstands können eine positive Ressource für die Erneuerung sein. Die Spannungen bezogen sich nicht nur auf die Organisationsreform, sondern z.B. auch auf die Bibelauslegung oder den Kapellenumbau. Viele Konflikte konnten konstruktiv integriert werden, manches ist als Wunde in der Gemeinschaft geblieben. Auch Austritte gab es im Zuge der Veränderungen.

Der Rückblick auf das Werden der CS ist nicht nur für die Wissenschaft fruchtbar, auch in der Gemeinschaft habe das eine Dynamik ausgelöst, sagt Sr. Karin Weiler. Die jüngere Generation der CS hatte schon länger den Wunsch, dass die Erzählungen der Älteren einmal systematisch aufgezeichnet werden. Die Älteren wehrten zunächst ab, meinten, es sei doch nichts Wichtiges mehr zu erzählen. Schließlich willigten sie in das Projekt ein. Besonders für die ganz jungen Schwestern, etwa in Brasilien, sei es sehr wertvoll gewesen, etwas über den Entwicklungsprozess der vergangenen Jahrzehnte zu erfahren. (ms)

„Die Caritas Socialis ist immer etwas Werdendes.“

Hildegard Burjan



Erfahrungskraft Ordensfrauen ist ein neues Oral-History-Projekt der Vereinigung der Frauenorden (VFÖ). Österreichische Ordensfrauen jeden Alters sind gebeten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Als erstes Ergebnis des Projekts wird es einen Erzählband dazu geben. Anlass ist das 50-Jahr-Jubiläum der VFÖ 2016. Informationen auch unter www.ordensgemeinschaften.at/ordensfrauen



Probieren wir's

Sie kommen von dort her, wo Krieg und Gewalt herrschen: aus Afghanistan, Syrien, Nigeria, Pakistan, Iran ... Sie sind minderjährig, kommen ohne Eltern, flüchten vor Armut und Unterdrückung allein in ein Land wie Österreich, das ihnen wenigstens Schutz und Sicherheit geben kann: Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge (UMF). Allein 2014 sind 2.260 Jugendliche ohne ihre Eltern nach Österreich geflüchtet. Hier gibt es rund 50 UMF-Betreuungsstellen, die sich um die Grundversorgung kümmern, sie beim Asylverfahren unterstützen, für einen strukturierten Tagesablauf sorgen, ... Manche haben in ihrer Heimat nie eine Schule besucht, können weder lesen noch schreiben und lediglich ein paar Brocken Englisch oder Deutsch. Sie haben das Recht auf Schulbildung – aber kaum Chancen, in einer Schule aufgenommen zu werden.

Ein Projektversuch

„Wir probieren es mit einem Projekt“, sagten sich Fr. Direktor Gabi Kopetzky und Klassenvorstand Harald Hengl von der privaten Neuen Mittelschule (NMS) der Grazer Schulschwestern in Eggenberg. Die dritten Klassen der Ordensschule luden junge Burschen der UMF-Betreuungsstelle Graz aus Nigeria, Pakistan und dem Iran ein, eine Woche lang mit ihnen die Schule zu besuchen und gemeinsam mit ihnen zu lernen. „Wir haben uns in der Vorbereitung mit

den Schülerinnen und Schülern genau überlegt: Welche anfänglichen Grundkenntnisse über Österreich, in der deutschen Sprache, beim Rechnen sind für die Jugendlichen hilfreich“, sagt Mag. Hengl. Die SchülerInnen haben daraufhin in Kleingruppen spezielles Arbeitsmaterial erstellt. Ob Jugendliche – noch dazu männliche – überhaupt bereit sein würden, von Minderjährigen Informationen anzunehmen? Bei einem ersten gemeinsamen Vorstellungstreffen wurden diese Zweifel rasch beseitigt. Die Freude auf eine „etwas andere Schulwoche“ war enorm. In den Unterrichtsstunden schlüpfen die 12- bis 13-jährigen Schülerinnen und Schüler in die Lehrerrolle. In Kleingruppen mit jeweils einem Jugendlichen übten sie englische Dialoge ein, behandelten mathematische Beispiele und führten Übungen zur deutschen Sprache durch. „Wie erkläre ich einem anderen exakt, was ich weiß? Noch dazu wenn es große sprachliche Hürden gibt? Für die SchülerInnen war das mitunter eine große Herausforderung“, berichtet Mag. Hengl. Aber durch die Begeisterung auf beiden Seiten ließen sich alle Schwierigkeiten schnell überwinden.

Begegnung auf Augenhöhe

Das Schulprojekt sollte aber nicht nur Wissenstransfer als Einbahn bieten – die jungen Burschen haben ihr musikalisches,

künstlerisches und sprachliches Können in den Unterricht eingebracht. Gemeinsame Interessen und Vorlieben wurden so entdeckt, Musikbeispiele ausgetauscht. Einige der Jugendlichen haben erstmals vor einer Gruppe über ihre Hobbys gesprochen, ein Bursche hat spontan mit einem Rap begeistert. Aber es wurden auch die Bedrohungen angesprochen, die Anlass zur Flucht aus der Heimat waren. „Es war uns wichtig, dass unsere SchülerInnen Einblick in das Leben eines Flüchtlings erhalten und zu diesem Thema in Zukunft überlegt sprechen und handeln.“ So kam eine Begegnung auf Augenhöhe zustande, ein Geben und Nehmen in angenehmer Atmosphäre – auch so kann Schule und Wissensvermittlung funktionieren! „Ein besonderes Erlebnis war für die Schü-

ce?“ Schließlich zahlen die Eltern Schulgeld ... Das Schulgeld wurde den unbegleiteten Jugendlichen erlassen, der Stipendienfonds zur Unterstützung bedürftiger Schülerinnen und Schüler kam dafür auf. „Die Lehrerinnen und Lehrer standen letztlich hinter dem Projekt und haben die Jugendlichen so gut es ging unterstützt“, berichtet Sr. Hanna. „Und auch die MitschülerInnen haben sie gut aufgenommen.“ Das hat ihnen geholfen und ihnen Sicherheit und Selbstvertrauen gegeben. Das beste Beispiel ist Omid Rezaei. Omid war ohne Eltern und Geschwister via Teheran aus Afghanistan geflüchtet und hatte seit vier Jahren seine Familie nicht gesehen. In der Schule blühte er richtig auf. Er habe rasch Deutsch gelernt und sei sehr lern- und wissbegierig gewesen, erzählt Sr. Hanna. „Sein offenes

„Man muss diesen Jugendlichen einfach eine Chance geben. Es fördert die soziale Kompetenz der MitschülerInnen.“

lerInnen und mich das gemeinsame Essen: Fladenbrote – frisch in der Klasse zubereitet von zwei Pakistani – mit steirischen Füllungen, gemixt und gerührt von Schülerinnen und Schülern der dritten Klassen“, erzählt Mag. Hengl. Und zieht ein äußerst positives Resümee dieses Projekts: „Diese Schulwoche war mehr als Unterricht, sie hat unseren eigenen Horizont erweitert.“

Die Chance eröffnen

„Probieren wir's“, sagte Sr. Hanna Neisl, die Direktorin des Oberstufenrealgymnasiums (ORG) der Grazer Schulschwestern, als von Seiten einer Betreuungsstelle für unbegleitete Flüchtlinge die Frage an sie heran kam, drei unbegleitete Jugendliche in die Schule aufzunehmen. Auf ihren Vorschlag hin entschied der Vorstand des Schulvereins, die Schüler im Schuljahr 2012/13 in die fünfte Klasse regulär aufzunehmen und in den Schulalltag zu integrieren. Sie wurden auf zwei Klassen aufgeteilt. „Dass das nicht immer einfach war, ist klar“, erzählt Sr. Hanna. Es wurden im Vorfeld Ängste geäußert. Würden die schlechten Deutschkenntnisse der neuen Schüler dazu führen, dass man mit dem Stoff nicht durchkäme? Stört das nicht das geschützte Umfeld und die familiäre Atmosphäre der Ordensschule? Sr. Hanna fasst die Bedenken so zusammen: „Bleiben wir sozusagen eine ‚Oase der Seligen‘ für die österreichischen SchülerInnen oder geben wir diesen unbegleiteten Jugendlichen eine Chan-

Wesen, seine enorme Hilfsbereitschaft und Höflichkeit haben die Klasse und mich sehr beeindruckt“, sagt sie. „Die Schule hat er als eine große Chance gesehen.“ Das ORG der Schulschwestern reichte Omid deshalb beim Landesschulrat der Steiermark für die Auszeichnung „Heldinnen und Helden“ der Schule ein, die er 2012/2013 auch erhielt.

„Ich würde es wieder tun!“

Trotz allem Engagement haben weder Omid noch die beiden anderen Schüler aus dem Iran einen Schulabschluss gemacht. Zwei Burschen sind nur wenige Monate in Österreich geblieben. Einer konnte zu Verwandten nach England ausreisen, ein anderer ist in den Iran zurückgekehrt, er konnte sich hierzulande nicht einleben. Omid war am längsten am ORG der Schwestern: zweieinhalb Jahre. Dann durften seine Mutter und seine zwei kleineren Brüder – der Vater ist verstorben – nachkommen und wurden in der gleichen Betreuungsstätte untergebracht. Als „Mann in der Familie“ hat Omid nun für die Seinen zu sorgen – und einfach keine Zeit mehr für die Schule. Er macht nun eine Lehre zum Metalltechniker. Selbst wenn keiner dieser unbegleiteten Jugendlichen die Schule abgeschlossen hat, Sr. Hanna würde wieder dafür plädieren, solche Jugendlichen aufzunehmen. „Man muss diesen Jugendlichen einfach eine Chance geben. Es ist auch für die MitschülerInnen sehr lehrreich. Weil es ihre soziale Kompetenz fördert.“ [hw]

termine

Suchen und finden im Internet.

Sommerkurs des Referats für die Kulturgüter der Orden gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft katholisch-theologischer Bibliotheken
27. bis 28. August 2015, Stift Schlierbach

Betriebswirtschaftliche Entscheidungsgrundlagen

Seminar 4 des Lehrgangs „Verantwortung in religiösen Gemeinschaften“
7. bis 11. September 2015
Kardinal-König-Haus, Wien

Grundkurs für Archivarinnen und Archivare

Verband Österreichischer Archivarinnen und Archivare, Referat für die Kulturgüter der Orden
21. bis 25. September 2015
Österreichisches Staatsarchiv, Wien

Die Zukunft in Blick nehmen – Chancen des Alters

Seminar 3 des Lehrgangs „Altsein/Altwerden in Orden“
28. September bis 2. Oktober 2015
Kardinal-König-Haus, Wien

Druckgraphiken erkennen, erfassen, erhalten

Studientag des Referats für die Kulturgüter der Orden in der Graphischen Sammlung Stift Göttweig
5. Oktober 2015, Stift Göttweig



Klösterreich-Pilgerwanderung zur Abtei Waldsassen in Bayern

29. September bis 3. Oktober 2015

Im JAHR DER ORDEN 2015 lädt Klösterreich alle Mitglieder und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter herzlich zur Teilnahme an dieser Pilgerwanderung zur Zisterzienserinnenabtei Waldsassen ein. Die Besichtigung des Klosters, das Gehen auf der Pilgerstrecke Via Porta von Waldsassen nach Hohenberg, ein Benefizkonzert und ein Gottesdienst mit Benediktiner-Abtprimas Notker Wolf stehen auf dem Programm dieses Pilgerweges. Pilgerbegleiter: Mag. Ferdinand Kaineder

www.viaporta.de
www.kloesterreich.at

Ökumenischer Pilgerweg für Klimagerechtigkeit in Österreich

17. Oktober bis 8. November 2015

In Vorbereitung auf den Weltklimagipfel vom 30. November bis 11. Dezember 2015 in Paris wird eine Gruppe von Wien nach Salzburg – entlang von Klöstern, Schulen und Pfarren – klimapilgern. Unterwegs werden von den Pilgernden klimarelevante Stationen und ggf. Veranstaltungen besucht. Impulse, um sich neu zu orientieren und Aufbrüche zu wagen. Mitpilgern – auch temporär – erwünscht.

Näheres auf www.klimapilgern.at



54. Jahrgang 2015/Heft 4

Impressum: Verleger (Medieninhaber) und Herausgeber: Ordensgemeinschaften Österreich. Superiorenkonferenz der männlichen Ordensgemeinschaften Österreichs (P. Erhard Rauch) und Vereinigung der Frauenorden Österreichs (Sr. M. Cordis Feuerstein), 1010 Wien, Freyung 6/1, Tel.: 01/535 12 87-0, Fax: 01/535 31 71. E-Mail: medienbuero@ordensgemeinschaften.at; Internet: www.ordensgemeinschaften.at. Für den Inhalt verantwortlich: Mag. Ferdinand Kaineder, Medienbüro. Redaktion: CR Ferdinand Kaineder [fk], Monika Slouk [ms], Robert Sonnleitner [rs], Hubert Winkler [hw] (Koordination). Sk: DVR 0029874 (009), VFO: DVR 0029874 (045). Grafische Konzeption: Dr. Gerhard Pirner, prospera Medienproduktion gmbh, www.prospera.at. Hersteller: Druckerei Bösmüller, 1020 Wien. Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz: Die „Ordensnachrichten“ sind das offizielle Kommunikationsorgan der Ordensgemeinschaften Österreichs für Ordensleute und leitende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Tätigkeitsbereichen der Orden: Ordensspitäler, Pflegeheime und Kurhäuser, Ordensschulen, Kulturgüter, Katholische Kindertagesheime, Bildungshäuser.

gewählt

Zisterzienser: P. Benedikt Fink

Der Konvent des Zisterzienserstiftes Rein hat am 5. Mai 2015 unter der Leitung von Abtpräses Wolfgang Wiedermann P. Benedikt Fink zum Administrator für ein Jahr gewählt. Abt P. Christian Feurstein war am 9. März 2015 aufgrund einer schweren Herzerkrankung von seinem Amt zurückgetreten.



P. Benedikt Fink OCist, Pfarrer in Gratkorn seit 2004 und in Semriach seit 2010, wurde 1969 in Feldbach geboren und ist in Gleisdorf aufgewachsen. Nach der Matura am Bischöflichen Gymnasium in Graz trat er 1987 ins Stift Rein ein und studierte nach seinem Noviziat Theologie in Salzburg, Graz und Innsbruck. 1993 legte er die Feierliche Profess ab, 1997 wurde er zum Priester geweiht. Das Pastoralpraktikum absolvierte er in der Stiftspfarre Rein, in der er anschließend von 1997 bis 2004 als Kaplan und Religionslehrer wirkte.

wachgerüttelt

von Ferdinand Kaineder

Foto: Wakoibinger



Der verhüllte Fernseher – das weggelegte Handy

Manchmal treibt mich das Wetter, in alten Unterlagen zu stöbern. Selten, aber doch. Vor genau zehn Jahren habe ich folgenden Tipp in einen Wandkalender geschrieben: „Wer gibt den Ton im familiären Gemeinschaftsraum an? Bekommt etwa der Fernseher große Aufmerksamkeit? Wenn das nicht so sein soll, dann nehmen Sie eine schöne Decke und verhüllen Sie das Gerät zur Gänze. Den Fernsehsessel drehen Sie in eine andere Richtung. Dann nehmen Sie wieder Platz. Was ist in Ihrem Blickfeld? Liegen dort Zeitschriften, Zeitungen, Spiele? Für jede Fernsehsendung wird der Fernseher abgedeckt und dann wieder zugedeckt.“ Und heute? Junge Menschen

haben heute oft bewusst keinen Fernseher. Aber: Sie haben mit dem Smartphone (Handy) und PC jederzeit Zugriff auf alles. Der „Fernseher“ geht sozusagen überall hin mit. Mein Tipp: Definieren Sie gemeinsam handyfreie „Gegenden“. „Bei uns kommt kein Handy auf den Esstisch und ins Schlafzimmer“, hat mir ein Gesprächspartner im Zug erzählt. Vielleicht sollte man für diese „kleinen Dinger“, wie er sie nannte, Abstellflächen definieren. Dort liegen sie lautlos vor sich hin. Gerade auch an Sonn- und Feiertagen. Der Mensch wird heute fast überall „verrobotert“. Manchen Menschen macht deshalb das „Lebendige“ bereits Angst. Darum: schnell verhüllen und weglegen.

www.kaineder.at



In eigener Sache

Bei jeder Ausgabe des ON stellt sich für das Redaktionsteam die Frage: Welches Foto nehmen wir als Titelbild? Und welches auf der Doppelseite 10–11 in der Mitte des Heftes? Wir wollen unsere LeserInnen und Leser, die Ordensleute und ihre MitarbeiterInnen an der Suche nach Motiven beteiligen. Helfen Sie uns beim Titelfoto und bei der Mittelseite! Schicken Sie uns bitte Bilder aus Ihrer Gemeinschaft, die sich Ihrer Meinung nach dafür eignen. Sie kennen mittlerweile die Logik der Bildsprache von ON. Bitte beachten: Das Titelbild sollte ein Hochformat sein, das Mittelfoto ein Querformat. Ideal ist eine Auflösung von 300 dpi, kein Bild sollte kleiner als 1 MB sein.

Wir freuen uns auf Ihre Zusendungen an medienbuero@ordensgemeinschaften.at.

SCHLUSSWORT

**Wenn alles still ist,
geschieht am meisten.**

Søren Kierkegaard

ON geht gratis an Ordensleute und leitende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Tätigkeitsbereichen der Orden wie Ordensspitäler, Pflegeheime und Kurhäuser, Ordenschulen, Kulturgüter, Katholische Kindertagesheime, Bildungshäuser und Interessierte. Diese Ausgabe erhalten auch Entscheidungsträger in Österreich.

P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien, GZ 02Z033264 M

